

Robert Schediwy

Victor Klemperers Tagebücher

Rezensionen der Tagebücher 1918–1932, 1933–1945 und 1945–1959



Victor Klemperer (1881–1960) in einer nach 1945 entstandenen Aufnahme

Die Klischees der Nachgeborenen – über Victor Klemperers „Tagebücher“ 1933–1945

Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933 bis 1941 und 1942 bis 1945

Berlin, Aufbau Verlag 1995

Hat es überhaupt Sinn, in einer kleinen Zeitschrift ein Werk zu rühmen, das bereits in den großen Feuilletons hymnische Besprechungen erhalten hat – und das im derzeit machtvollsten hochkulturellen Verkaufsvehikel des deutschen Sprachraums, dem „Literarischen Quartett“, so etwas wie „standing ovations“ erzielen konnte?

Die Auflage ist ja dabei, die Hunderttausender-Marke zu überschreiten – bei einem so sperrigen Zweibänder mit 1.700 Seiten eine nahezu unglaubliche Sache. Es gibt aber doch einen Grund, Victor Klemperers Tagebücher aus dem Dritten Reich ungeniert weiterzuloben, auch wenn einem hier bereits einiges „vorgeäfft“ wurde. Relativ wenig wurde nämlich in all dem Medienrummel deutlich, dass dieses Dokument eines unbestechlichen Zeitzeugen der braunen Barbarei, wenn man es recht zu lesen versteht, den kasperltheaterhaft simplifizierten

Klischees, wie sie in den letzten Jahrzehnten über die NS-Epoche verbreitet wurden, auf radikale Weise den Boden entzieht.

Josef Haslinger, ein typischer Autor jener von persönlichen Erfahrungen unbelasteten Nachkriegsgeneration, die in besonderem Ausmaß an dieser dämonisierenden Klischeebildung und „Entwirklichung“ beteiligt waren, hat es vor laufender Kamera in beinahe entwaffnender Naivität zugegeben: Er gewinne da ein ganz neues Bild über die Zeit, bekannte er ein – und es wurde deutlich, dass er sich vor allem viel mehr an gleichsam zähnefletschendem Antisemitismus als unumgängliche Begleiterscheinung des NS-Terrors vorgestellt hatte.

Dabei ist es gerade das Erschütternde, ja Alarmierende von Klemperers Tagebuchwerk, wie wenig ein „hoch zivilisierter“ Staat und seine Bewohner aus dem Gleis zu geraten brauchen, um in unaussprechlichem Horror zu versinken. Die große Mehrzahl der Menschen können bleiben, wie sie sind: halbwegs freundlich, aber ein bisschen unsicher, feige und neidisch. Etwas eitel, dazu verständlicherweise am eigenen Vorteil oder wenigstens Überleben orientiert und einigermaßen beeinflussbar durch den Zeitgeist – also weder Helden noch Schurken. Eine entschlossene, fanatisierte Minderheit, die in Krisenzeiten an die Schalthebel der Macht gelangt und einem Wahnsystem der „nationalen Errettung“ anhängt, kann alles ins Unheil führen, denn im Ernstfall ducken sich fast alle vor der nackten Gewalt.

Die Fakten sind mittlerweile bekannt: Der 1881 geborene Romanist und Professor an der TU Dresden Victor Klemperer, seit früher Jugend eifriger Tagebuchschreiber, hat trotz extremster Gefährdung nicht nur der eigenen Person, sondern auch zahlreicher von ihm namentlich genannter Menschen, die gesamte Zeit des NS-Regimes hindurch seine Chronik weitergeführt. Klemperer war Sohn eines Rabbiners, selbst aber protestantisch getauft und Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg. Er war daher vom Zionismus als „konkurrierendem Rassismus“, der ebenfalls an die „Stimme des Blutes“ appellierte, beinahe ebenso abgestoßen wie vom NS-Rassismus und sympathisierte sogar mit den Arabern, denen man damals in Palästina das Land „abkaufte“. Klemperer war mit einer Nichtjüdin verheiratet und erlebte das Dritte Reich aus der Position eines – relativ privilegierten – Opfers. Er musste zwar miterleben, wie in den späteren Kriegsjahren fast alle seine Wohnungsnachbarn in einem der Dresdner „Judenhäuser“ in Gestapohaft oder im KZ umkamen, der Gang in eines der Todeslager blieb ihm selbst aber erspart.

1945 entschloss sich der eigentlich bürgerlich-liberal denkende Mann (seine „Helden“ waren die französischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts) aus eher pragmatischen Gründen, der KPD beizutreten – 1947 erschien die berühmte Analyse der „Sprache des dritten Reiches“ (*Lingua tertii imperii*, gegenwärtig bei Reclam Leipzig günstig verfügbar). Später erreichte Klemperer Funktionen in der Akademie der Wissenschaften der DDR und wurde als Vertreter des „Kulturbundes“ Volkskammermitglied. Dass der 1960 verstorbene Gelehrte allerdings auch gegenüber den neuen Machthabern im Osten Deutschlands innerlich kritisch gesinnt war, vermerkt das Nachwort: Schon am 20. 11. 1945, also zeitgleich mit dem Parteibeitritt, sprechen die Tagebücher von der „*Lingua quarti imperii*“, und Klemperer zeigt sich im Klaren darüber, dass hier „neue Unfreiheit an die Stelle der alten gesetzt“ würde ...

Dieser scharfsichtige, auch durch seinen Außenseiterstatus an jeglichem freudigen Konformismus gehinderte Beobachter hält von Anfang an das Wahnwitzige und immanent Verbrecherische des NS-Regimes in präzisen Beobachtungen aus seiner unmittelbaren Umgebung fest. Gleich zu Beginn ist etwa davon die Rede, dass Kommunisten zu Tode geprügelt werden. Der unmittelbar einsetzende Staatsterror und die allgemeine Einschüchterung werden detailgenau beschrieben. Mit feinem Sprachsinn vermerkt Klemperer sofort „das Drohen, das Triumphieren und das leere Versprechen der Redner des

Regimes“. Über Jahre hinweg entwirft er dann als luzider Hasser eine außerordentlich stimmige Psychopathologie des NS-Systems, dessen sektenhafter, quasi-religiöser Charakter ihm nicht entgeht. Klemperer hält die anfängliche fanatisierte Begeisterung vieler frustrierter Kleinbürger fest (typisch etwa jene der Schwestern und Wärter des Krankenhauses, an dem die Ärztin Dr. Köhler arbeitet, die später Klemperers Tagebuchhefte verstecken wird). Er protokolliert im Verlauf von zwölf Jahren unzählige Gespräche mit Anhängern ebenso wie Enttäuschten und Opfern des Regimes – wobei die unglaubliche Offenheit vieler Äußerungen angesichts der drakonischen Strafen wohl nur dadurch erklärbar ist, dass die Gesprächspartner einigermaßen sicher sein konnten, von diesem Verfolgten nicht denunziert zu werden. Alle Stationen des sich verschärfenden Schreckensregimes werden präzise und detailreich geschildert; sogar den Untergang Dresdens im Feuersturm des Februar 1945 hat dieser neuzeitliche Hiob durchlebt. Erschütternd dazu Klemperers Schwanken zwischen Hoffnung und Verzweiflung und beeindruckend, wie der Gelehrte und seine Frau, anfangs von zahllosen, zum Teil neurasthenisch anmutenden Beschwerden geplagt, mit fortschreitendem Unheil immer kraftvoller und fester werden. Aber dieser genaue Beobachter hält nicht nur den sich verschärfenden Terror der Gestapo fest, die brutalen Hausdurchsuchungen und die vor allem ab Kriegsbeginn immer bösartigeren Alltagsschikanen gegen die Juden. (So muss Klemperer selbst eine Woche Einzelhaft wegen eines Verstoßes gegen die Verdunkelungsvorschriften absitzen – ein Vergehen, das sonst mit milden Geldstrafen geahndet wurde.) Dieses außergewöhnliche Tagebuch zeigt auch auf, wie „normal“ und geradezu anständig die Mehrzahl der Menschen bleiben, die dem Dritten Reich unterworfen sind oder ihm sogar überzeugt dienen. Solange Klemperer noch unterrichten darf, ist etwa seine „beste Schülerin“ und ihm besonders anhänglich eine Eva Theißig, „immer mit dem Hakenkreuz als Schlipspnadel oder auf der Brust“. Klemperer notiert zwar auch jede persönlich erfahrene anti-semitische Schmähung – oft von verhetzten Jugendlichen. Aber selbst Anhänger oder sogar Amtsträger des Regimes (Polizeibeamte, öffentliche Verwalter des Klempererschen Eigenheimes) zeigen sich immer wieder menschlich und geradezu mitfühlend, was natürlich an der Grundsituation der Verfolgten nichts ändert. Selbst mitten im Krieg, als der verstaatlichte Terror gegen die Juden längst voll eingesetzt hat, vermerkt Klemperer immer noch zahlreiche kleine persönliche Gesten der Sympathie, und als er im März 1942 zu Straßenarbeiten herangezogen wird, schätzt er „das Verhältnis derer, die uns mit Vergnügen arbeiten sehen oder beschimpfen, zu den Sympathiekundgebern“ sogar mit 1 : 50 [Victor Klemperer Band 2, S. 39].

Selbst wenn man unterstellt, dass Klemperer hier eine Spur zu rosig geschätzt hat: Es passt zu bestimmten, weniger bekannten Ergebnissen der Geschichtsforschung und anderen Erlebnisberichten von Opfern. So berichtet Peter Wyden [in: „Stella“, Steidl, Göttingen 1993, S. 101] von zahlreichen Solidarierungen nichtjüdischer Straßenbahn- und U-Bahn-Fahrgäste in Berlin nach der Einführung des gelben Judensterns am 19. September 1941. Auch George Kennan, damals am amerikanischen Konsulat in Berlin, schrieb über den Judenstern: „Soweit ich sehen konnte, waren die anderen Leute empört und betroffen über diese Maßnahme.“

Derlei widerspricht allerdings allen moralisierenden Kollektivschuldthesen, wie sie vor allem in den letzten Jahren die öffentliche Diskussion beherrscht haben. Darum wohl und wegen des öfters wiederkehrenden Vergleiches zwischen NS-System und Bolschewismus durften Victor Klemperers Tagebüchern während der DDR-Zeit auch nicht erscheinen.

Hier mag es übrigens am Platz sein, ein persönliches Wort einzufügen. Meine Mutter hat, wie Victor Klemperer, als „rassisch Verfolgte“ den Krieg nur überlebt, weil sie einen „arischen“ Ehegefährten hatte, der bereit war, auch in schwierigen Zeiten zu ihr zu stehen. Und ihre Erzählungen, jene einer einfachen Frau, die im Krieg zur Arbeit in der Wiener Großwäscherei „Habsburg“ zwangsdienstverpflichtet war, decken sich in erstaunlichem Maße mit

Klemperers Erfahrungen (wiewohl es manchmal heißt, in Österreich sei alles „viel schlimmer“ gewesen). Ob sie von jenen vier SA-Leuten berichtete, die ihr zu Kriegsbeginn „gehsteigsperrend“ mit der Spendenbüchse fürs Winterhilfswerk entgegentraten und auf den verlegenen Hinweis, sie sei Jüdin, beiseite traten; ob sie von der Marika-Rökk-Filmpremiere im Wiener Tabor-Kino erzählte, zu der sie eigentlich nicht Zutritt hätte haben dürfen, und bei der sie ihre Wäschereileiterin, eine „fanatische Nazi“, gesehen habe. („Um Gottes Willen – jetzt bin ich im KZ, habe ich gedacht! – aber sie hat mich am nächsten Tag nur gefragt, ob mir der Film gefallen hätte.“) Ob es um Otto Ender, den sehr „regimentreuen“ Arbeitgeber meines Vaters, einen „Parteigenossen“ ging, der während dessen Militärdienst in Frankreich (bis zur Entlassung wegen „Wehrunwürdigkeit“ 1941, also zu einem Zeitpunkt, als die Nazis noch siegten), meiner Mutter den halben Lohn weiterzahlte; oder ob meine Mutter die Atmosphäre jenes kleinbürgerlichen Mietshauses am Lerchenfelder Gürtel beschrieb, wo sich die Frau eines SA-Mannes ihrer besonders annahm und wo auch die Eltern des späteren Ministers Ofner wohnten („begeisterte Nazi, aber hochanständige Leute“): Immer wurde deutlich, welches Minimum an Alltagsbrutalität ein Regime in Wahrheit nötig hatte, das andererseits, hocheffizient, aber räumlich und als „Tabuzone“ separiert, millionenfachen Massenmord praktizierte (dem auch die Eltern meiner Mutter zum Opfer fielen).

Selbst die Wiener Pöbelexzesse des März 1938 und jene der – staatlich gelenkten – „Reichskristallnacht“ sind hier kein wirkliches Gegenargument. Bis an die Pforten jener Universen der Unmenschlichkeit, der Gestapo-Büros, der KZs und später der Schlachthäuser im Osten, bedurfte das NS-Regime offenkundig keines moralischen oder zivilisatorischen Zusammenbruchs massenhafter Art, wie er etwa von den „Berufshysterikern“ der heimischen Literaturszene immer wieder unterstellt wurde. Hier sind das Zeugnis des Universitätsgelehrten Victor Klemperer und jenes der Hauptschulabsolventin Rosa Schediwy, geborene Grünbaum aus dem ungarischen Kuhdorf Berzencze völlig ident.

Dies ist keine verharmlosende Sicht, im Gegenteil: Denn aus der Zeitzeugenperspektive Victor Klemperers, aber etwa auch aus Walter Kempowskis „Echolot“ und aus den berühmten Spitzelberichten „Nachrichten aus dem Reich“ wird einfach klar, dass die NS-Zeit oder ähnliche historische Katastrophenperioden uns näher stehen, als uns recht sein kann. Dass der unsinnige Versuch, die NS-Zeit als das „ganz Andere“ und „vollkommen Böse“ zu dämonisieren und damit wegzuschieben, überhaupt übernommen wurde, war offenbar eine Art versuchter „Abwehrzauber“ jener, die sich im Generationenkonflikt als Kinder der Täter wie der Opfer vom objektiv Ungeheuerlichen dieser Zeit und der als beschämend empfundenen Rolle ihrer Eltern absetzen wollten. Nur aus diesem Versuch eines solchen Exorzismus ist etwa der maßlose und ungerechte Vorwurf an die vollkommen wehrlose Opfergeneration totalitären Terrors zu verstehen, „wie die Lämmer zur Schlachtbank“ gegangen zu sein. Nur als verzweifelter Abgrenzungsversuch ist daher auch der seinerzeitige Vorwurf der heute vierzig- bis fünfzigjährigen 68er-Generation an die eigenen Eltern zu begreifen: „Wie konntet ihr nur mitmachen?“ (Interessanterweise ist dabei dieser Vorwurf oft besonders scharf von Leuten erhoben worden, die selbst nicht gerade souveräne kritische Klarsicht gegenüber den jeweils herrschenden Zeitgeistverwirrungen bewiesen, sondern bei aberwitzigen Moden wie dem Maoismus oder anderen Sektierereien als durchaus konformistische „Mitmacher“ auftraten, das aber heute zum Teil ebenso „verdrängen“ wie ihre Eltern-Generation ihr Mitläufertum während der NS-Vergangenheit.)

Präzise Darstellungen wie jene Victor Klemperers machen uns jedenfalls klar, wie gering die Differenz im moralischen Gesamtzustand einer Gesellschaft zwischen einem Terrorregime und einer liberalen Demokratie in Wahrheit ist und wie viel mehr es auf die Tragkraft der Institutionen ankommt als auf die – relativ konstante – Qualität der Menschen. Eine fanatisierte Garnitur von entschlossenen Putschisten im Dienste einer totalitären Ideologie

(Bolschewismus, Nationalismus oder religiöser Fundamentalismus) kann eben heute ebenso wie im 14. Jahrhundert das fragile Gefährt der Zivilisation entgleisen lassen. Das hat Victor Klemperer ab 1931 immer wieder in ungläubigem Staunen notiert – aber es ist eben so, wie er es beobachtete. Für die eigentlichen Schlächteraufgaben braucht man dabei nur jene jeweils etwa fünf Prozent der Bevölkerung zu mobilisieren, die diesen seelisch gewachsen sind: Das Regime der Roten Khmer hat gezeigt, dass sie sogar in einer technologisch wenig effizienten Gesellschaft millionenfach einsetzbar sind. Die Mehrzahl derer, die vom Ungeist einer Zeit erfasst werden, bleibt dabei persönlich durchaus harmlos, ob sie nun „Sieg heil!“ schreien oder „Ho-Ho-Ho Chi Minh!“ Die Masse der Menschen aber hofft im Ernstfall einfach, das Trommeln an der Tür um vier Uhr früh werde den Nachbarn und nicht einem selbst gelten.

Nach dem begeisterten Echo auf Victor Klemperers große Tagebuchauswahl darf man sich heute schon auf die für Herbst 1996 vorgesehene Schließung der Lücke zwischen dem „Curriculum“-Buch über seine Jugend bis 1918 und der Machtergreifung der Nazis freuen. Schwieriger als mit dieser Tagebuchperspektive auf die Weimarer Republik wird es wohl mit der Fortsetzung bis in die späten fünfziger Jahre – hier kommen noch viele Lebende vor. Irgendwann aber sollte die komplette Ausgabe aller erhaltenen Tagebücher ungekürzt auf CD-Rom kommen. Die großen Tagebuch-Autoren (wie etwa auch der Herzog von Saint-Simon) transzendieren ja immer schon, rein vom Volumen her, das Medium des Buches, die neuen Speichermöglichkeiten würden hier erstmals einen Ausweg schaffen.

Derlei Lebenszeugnisse sind jedenfalls ein wichtiges Gegenmittel gegen das Gift der klischeehaften Verzerrung und selbstgerecht moralisierenden Beurteilung der Epochen, wie es weniger die Zeitgenossen als deren Folgegeneration übermitteln. Das hysterische Geschwätz, die Hälfte der Österreicher seien potentielle Mörder, ist ja nicht nur insoweit kontraproduktiv, als es in seiner Übertreibung zu einer nachfolgenden „Welle der Verharmlosung“ einlädt (die ja bereits voll eingesetzt hat). Es übersieht vor allem die beunruhigende Tatsache, wie weniger wirklicher Unmenschen es bedarf, um eine stabile Morddiktatur aufzuziehen. In diesem Sinne ist Victor Klemperers Buch eine heilsame Erinnerung daran, dass auch wir in die Fallen hätten tappen können, in die unsere Väter- und Großvätergeneration getappt ist.

(1996)

Ein kühler Spieler – Victor Klemperers Tagebücher 1918–1932

Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum. Tagebücher 1918–1924 und 1925–1932

Berlin, Aufbau Verlag 1996

Der unerwartete Verkaufserfolg von Victor Klemperers Tagebüchern aus den Jahren 1933–1945 hat es möglich gemacht, auch seine Journale aus der Zeit der Weimarer Republik der Öffentlichkeit zu präsentieren. Natürlich ist der Hintergrund erlebter Zeitgeschichte hier nicht so spektakulär wie bei jenen Tagebüchern, die die Periode wachsenden NS-Terrors schildern, und die sich zuletzt zum Danteschen Inferno der Flucht vor den Nazimördern durchs brennende Dresden steigern. 1918 bis 1932 begegnen wir Victor Klemperer als ehrgeizigem Romanisten, der im relativ jugendlichen Alter von 39 Jahren zum Ordentlichen Professor an der Technischen Hochschule Dresden ernannt wird. Klemperer ist zunächst Privatdozent in München, wo er die Wirrungen der Räterepublik sehr bewusst miterlebt, er gehört dann in Dresden relativ bald zum „Establishment“ seiner Hochschule, allerdings im kulturwissenschaftlichen Randbereich einer Technikerschmiede. In der Konsolidierungsperiode der Weimarer Republik nach dem Ende der Hyperinflation und der französischen Rheinland-

besetzung gelingt auch Victor Klemperer so etwas wie eine kurze Rückkehr zur stets nostalgisch erinnerten Vorkriegsnormalität: Er unternimmt mit seiner geliebten Frau Eva große Reisen, etwa nach Spanien oder nach Südamerika, die sich auch im Tagebuch sehr ausführlich spiegeln. Zuletzt steigen aber die Schatten des braunen Terrors auf, und der konvertierte Rabbinersohn, der seine Herkunft gerne damit umschrieb, sein Vater sei „Philologe“ gewesen, wurde wieder häufiger daran gemahnt, dass er, so sehr er das wollte, nie so recht als „echter Deutscher“ anerkannt werden würde.

Was ist es, das auch diese zwei Tagebuchbände aus der Zeit der Weimarer Republik zu einem außergewöhnlichen und faszinierenden Leseerlebnis macht?

Wir können es in Anlehnung an eine Buchbesprechung von Christoph Bartmann in der „Presse“ vom 26. 4. 1997 definieren, die den erst noch zu stiftenden Preis für die dümmste Rezension des Jahres verdient. Bartmann meint nämlich, dieses Buch „lade dazu ein, den Autor vom gerade erst errichteten Sockel herunterzustoßen“ und es falle schwer, „nicht von ihm enttäuscht zu werden“. Inhaltlich sei es „über weite Strecken unergiebig“, seine literarischen Qualitäten hielten sich „in Grenzen“, und noch dazu entwerfe es ein „wenig vorteilhaftes Bild seines Autors“. „Haben wir Victor Klemperer in seinen innersten Verstimmungen überhaupt so gut kennen lernen wollen (und dürfen)?“, fragt ein vom Querlesen offenbar ziemlich mitgenommener Bartmann – und schließt mit dem Satz, der Verlag habe Klemperers Andenken mit der Publikation dieser Tagebücher womöglich keinen Gefallen getan.

Nun, alles das, was der unglückliche Rezensent hier verurteilt, sind in Wahrheit die Stärken und das Faszinosum dieses Werkes. Wir tauchen ein in ein Alltagsleben, und dieses ist natürlich, selbst bei einem so neugierigen, kommunikativen und interessierten Menschen wie Klemperer ziemlich unsensationell und „unergiebig“. Es handelt sich zudem um ein Tagebuch, das sichtlich nicht im Hinblick auf künftige Publikation geschrieben ist, sondern den gigantischen Versuch des Festhaltens einer privaten Lebenswelt darstellt.

Dieses ungeheure Materiallager der Erinnerung ist zwar in ordentlichem und sehr präzisiertem Deutsch abgefasst – aber gottlob nicht „literarisiert“. Wir begegnen daher auch einem Autor, der aus dem spontanen Augenblicksempfinden heraus schreibt (und sich auch nicht scheut, eigene Urteile später zu korrigieren).

Es ist zudem ein Autor, der sich und uns nichts vormacht, und der von den unerträglichen Posen und der gezierten Schön- und Bedeutungsschreiberei mancher zur Veröffentlichung bestimmter Tagebücher meilenweit entfernt ist. Dass uns der Autor kein „vorteilhaftes Bild“ von sich zu geben versucht, sondern sich in rücksichtsloser Ehrlichkeit (aber auch ohne hysterische Selbstbezeichnungen) preisgibt, dass er uns dagegen mit tief sinnigen Betrachtungen am Meeresstrand oder auf Bergeshöhen weitestgehend verschont, ist in Wahrheit das höchste Lob, das man einem solchen Tagebuch spenden kann. Natürlich ist nicht alles aus heutiger Perspektive gleich interessant. Klemperers ausführliche Berichte über die gesehenen Filme – es waren häufig mehrere pro Woche – sind vom Verlag bereits eingekürzt, für den Stummfilm-Interessierten aber natürlich ein wahres „Fressen“. An so genannten Berühmtheiten bieten die Tagebücher unter anderem sehr scharfsichtige Porträts des Sozialistenführers Kurt Eisner und des Münchner Kardinals Faulhaber, die Klemperer in Versammlungen erlebt hat. Charlotte Bühler wird in ziemlich bissiger Weise aus dem näheren Umgang im universitären Dresdner Bekanntenkreis porträtiert, der schwer angefeindete Reichspräsident Ebert erhält ein scharf gezeichnetes, aber sympathisierendes Porträt als „guter Hausvater“ anlässlich eines Empfanges im Reichspräsidentenpalais.

Unzählige Hochschulbekannte Klemperers werden in höchst scharfzüngiger Weise abgefertigt – so der bekannte deutsche Jugendstilarchitekt Dülfer, über den Klemperer anlässlich einer Reichsgründungsfeier im Jänner 1921 meint:

„Der starräugige Süffel kann nicht reden, nicht einmal vorlesen. Aber er hört sich gern. Und gestern machte er in übler Begeisterung. Das Reich ist in Trümmern, schuld die Frevler an Bismarck, Regierende wie den Frevel duldendes Volk – ‚Kraft‘ muss wiederkommen etc. Teils Phrase, teils Reaction.“

Bei derselben Feier notiert Klemperer übrigens die „erschreckende Rohheit der Gesichter“ bei den Chargierten der studentischen Korporationen. Schlimmeres könne kein Franzose in Boche-Karikaturen zustandebringen, als was sich hier als echtes Deutschtum repräsentativ und widerlich aufreizend zur Schau stelle. (Bei anderer Gelegenheit nennt er die Chargierten sogar: „entsetzlich geistverlassene Arschgesichter“ ...) Die Darstellung von „Berühmtheiten“ oder historisch einigermaßen bedeutsamen Situationen ist es aber gar nicht, die einen immer tiefer in dieses ungeheuer umfangreiche und zugegebenermaßen nicht an allen Stellen „hochbedeutsame“ Werk eintauchen lässt.

Ein tragisches Schicksal wie das der tuberkulosekrank dahinsterbenden Dissertantin Daisy Klein, vor deren Anhimmelung Klemperer in immer feigerer und lächerlicher Art Reißaus nimmt, beschäftigt einen mindestens ebenso stark wie „Welthistorisches“ – und man wünscht sich in diesem Fall eine CD-ROM, auf der man einzelne Biographien über die Zeitachse hin verfolgen könnte.

Da gibt es etwa den erregbaren Bruder Berthold, vor dem Klemperer seine geliebte Frau Eva nicht zu erwähnen wagt, oder den Neffen Walter Jelski, der Schauspieler wird und in höchst exaltierter Weise der eigenen Familie ihre Wohlhabenheit vorwirft (er würde allfällige Einbrecher selbst hereinbitten etc.).

Da gibt es zwei höchst seltsame Todesfälle auf der Schiffsfahrt nach Südamerika, auf der, ganz nebenbei, der Tagebuchschreiber vermerkt, Maurice Chevalier in einem Theater von Buenos Aires gesehen zu haben.

Und dann wieder verbindet sich das Private mit dem Welthistorischen – etwa bei Klemperers Bruder Bruder Georg, der erzählt, wie er 1922 als Arzt in die Sowjetunion gerufen wird, um die revolutionäre Prominenz zu untersuchen: Lenin habe sich als Todeskandidat geglaubt, aber Georg habe es ihm ausgedet und ihn auf ein paar Wochen auf die Krim geschickt, notiert Bruder Victor da getreulich. Wir wissen heute, dass Lenin recht und sein Arzt unrecht hatte.

Und wenn Klemperer aus einer Versammlung des „politischen Rats geistiger Arbeiter“ im Dezember 1918 berichtet, eine „saudumme Blondine“ habe in gretchenhafter Naivität furchtbare Leierverse zum besten gegeben, die nach Lachen, „Redefreiheit!“, „Aber keine Dichtfreiheit!“ und „Schluss!“-Rufen schließlich durch dröhnendes Applausgeklatsche beendet wurden – dann ist das zwar nicht „politically correct“, aber es gibt ein lebendiges Bild von der Geschichte, wie sie auch ist: banal, alltäglich und ein bisschen lächerlich – selbst in sogenannten bewegten Zeiten.

In ganz eigenartiger Weise setzen die Klemperer-Tagebücher aus der Weimarer Republik auch einen wichtigen Kontrapunkt zum Thema Antisemitismus, das die Tagebücher der NS-Zeit in Bezug auf die Volksstimmung durchaus entdämonisieren.

Wird von Klemperer die Lage im Deutschland des „Dritten Reichs“ eher so beschrieben, dass die Mehrzahl der Menschen der offiziell betriebenen Politik des Judenhasses und der Judenvernichtung distanziert und betreten gegenüberstehen (dabei allerdings über kleine,

menschliche Gesten hinaus nichts tun können und wollen), so ist das Tagebuch 1918 bis 1932 voll von Notizen über schmerzhaft Anpöbelungen und antisemitische Gemeinheiten, gegen die sich Klemperer oft gar nicht offen zur Wehr setzen kann, weil er ja seine jüdische Herkunft mehr oder weniger verleugnet. Dabei sind diejenigen, die so sprechen, dem Anschein nach öfters gar keine Unmenschen. Als Beispiel eine Szene, die auch Klemperers Begabung zeigt, komplexe Beziehungen in knappster Andeutung bildhaft zu machen.

Eine pommersche Gutsbesitzerin mit stattlicher Tochter („deutsch-völkisch durch und durch, dabei durchaus passable Leute“) erzählt hier vom Ostseebad Binz. Dort sei „schreckliches Publikum“. Welches?, fragen Klemperer und seine Frau. „Berlin W“, sagt die Mutter.

„Wir waren die einzigen ...“, platzt das Mädels heraus, stockt vorsichtig und setzt hinzu: „Na, ich will ja nicht sagen, die einzigen Deutschen, aber ...“ Klemperers Kommentar dazu: „Wir lächelten selbviert, verständnisinnig, ein Hakenkreuzengel zog durchs Zimmer und ich erzählte, dass Eva Organistin sei.“

Bei Klemperer, der den Rassenwahn so hasste wie irgendetwas, kann man im Journal dieser Jahre durchaus Bemerkungen lesen wie: „Hitlerianerin, aber sehr nett“ – und auch das ist ein Teil der komplexen Wahrheit: dass es nämlich auch „sehr nette“ Leute gab, die den ärgsten politischen Psychopathen dieses Jahrhunderts wählten und zumindest teilweise seinen Wahn teilten.

Wenn einmal später, von unbeteiligten Nachfahren, die tragische Geschichte unserer Epoche geschrieben werden wird, dann wird zu ihren Erkenntnissen wohl diese gehören:

Das Gift des deutschen Antisemitismus, das in einer historischen Katastrophensituation eine Mörderbande an die Macht brachte, saß zwar nicht so tief, als dass es das ganze Volk erfasst hätte. Aber die Vorbedingungen für den Massenmord und den fatalen Revanchekrieg – beides von der Mehrheit sicher nicht gewollt! – wurden in jener Zeit gelegt, in der ein Deutschland, das sich seine Niederlage von 1918 nicht eingestehen wollte, nach „Schuldigen“ und „Verrätern“ suchte. Und da war dieses Gift doch sehr weit, allzu weit, verbreitet.

Das kluge Nachwort des zweiten Bandes verweist hier mit Recht auf die zentrale Rolle General Ludendorffs, der einerseits, wissend um den drohenden Zusammenbruch des deutschen Heers, 1918 kategorisch Waffenstillstand forderte, der aber gleichzeitig mittels „Dolchstoßlegende“ die Schuld an der verdrängten Niederlage den zivilen Politikern und speziell den Juden zuschob.

Dieser von der Rechten bewusst geschürten kollektiven Verdrängungsneurose ist Klemperer wahrlich oft genug begegnet.

„Das Entsetzlichste an den deutschen Zuständen“, schreibt er im September 1919, „ist mir jetzt, dass ich nirgends die Partei finde, die mich ansprechen könnte. Die Nationalen betreiben den Antisemitismus immer widerlicher und abstoßender. Es ist ein furchtbares Unglück und zugleich geradezu komisch mit den Juden, die an allem Schuld haben: am Krieg und an der Revolution. Den Nationalen die Landesverräter und Bolschewisten, den Revolutionären die Kapitalisten und Kriegsmacher. Niemand sympathisiert mit ihnen, niemand nimmt sie als Deutsche hin.“

Sich selbst charakterisiert Klemperer ganz sachlich, hart, als „Streber“, als „mit dem Herzen unbeteiligter Spieler, die Kleinlichkeit der andern übersehend, belächelnd, auch wohl beneidend, heuchlerisch lavierend“. Dazu gehört schon auch, dass er als Romanist, der aber (noch) nicht Spanisch kann, eine Spanisch-Vorlesung anbieten muss, sich aber nicht traut, eine Berlitz-School zu besuchen.

Klemperer beschreibt auch mit unendlichem Widerwillen jene Art von Universitätsintrigen, an denen er dann selbst kräftig teilnimmt. Er schaut sich aber dabei stets ein wenig über die Schulter, belächelt die eigene Lust an der Dekansmacht, die er nicht gerne aufgeben will, schreibt zynisch über die Berufungslisten, bei denen nie die fachliche Qualifikation, sondern „nur das Persönliche“ entscheide, und über die Ehrendokorate und Ehrensensatorwürden, die nur dazu dienten, reiche Spender „einzuseifen“.

Klemperer macht bei all dem mit. Aber er hat recht, wenn er schreibt: „Ich habe ein innerliches Forum, vor dem alle Subjectivitäten, auch meine eigenen, klar liegen, und so glaube ich, objectiver zu sein, als alle Menschen meiner Umgebung.“ Und ein mit den Jahren fortschreitender Lebensüberdruß, eine früh auftretende Midlife-Crisis, helfen ihm, Abstand zu den Dingen zu halten.

Persönlich und politisch fühlt sich Klemperer immer heimatloser: Im Mai 1932 schreibt er etwa über die politischen Perspektiven, er sei „trotzlos nach beiden Seiten. Es ist zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern kein Unterschied des Niveaus. Geistige Freiheit, bloßer geistiger Anstand fehlen“.

Klemperer beginnt auch am Sinn seines Tagebuchs zu zweifeln, macht nur noch selten Notizen. Aus dieser Lebenskrise werden das kinderlose, depressiv gestimmte Ehepaar und Victor Klemperers Tagebuch paradoxerweise erst durch die Herausforderungen des Überlebens und Dokumentierens im wachsenden NS-Terror gerissen werden.

Victor Klemperer erweist sich so, trotz seiner Fehler, als unbestechlicher Zeuge seiner Zeit. Und seine Tagebücher sind ein einzigartiges Dokument. Ihre Herausgabe und Glossierung muss, schon allein wegen der Zahl der vorkommenden Namen, für den Aufbau-Verlag eine kolossale Aufgabe gewesen sein – eine Aufgabe, die auch noch in die Zukunft weiterzuführen ist, denn Klemperer hat ja auch die DDR-Realität noch erlebt (und sicherlich höchst beißend kommentiert).

Gelegentlich fällt einem allerdings auf, dass selbst die Aufbau-Kommentatoren vor unlösbaren Rätseln stehen: So vermerkt Klemperer als neugieriger Teilnehmer einer Sektenversammlung in der dänischen Sommerfrische ein Wort, das ihn sehr beunruhigt. „Tak o Lo – was kann es nur heißen?“ steht da – und der Leser findet auch im Glossar keine Erklärung. Man hätte nur einen Skandinavisten oder Dänischstudenten im ersten Semester zu fragen brauchen. Eigentlich hätte Klemperer als Sprachwissenschaftler selbst die Lösung finden müssen, denn die Wortstämme sind ja dem Deutschen mehr als ähnlich. „Tak og lov“, „Dank und Lob“ wird hier gesagt – und auch wir können Lob und Dank für dieses großartige Editionswork sagen.

(1997)

Zwischen allen Stühlen

So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1959

Berlin, Aufbau-Verlag 1999

Die Tagebuchnotizen des Romanisten Victor Klemperer aus 1933–45 sind vor einigen Jahren zum unerwarteten Sensationserfolg geworden; ihre ganz eigenständige Sicht eines unbestechlichen Chronisten dürfte wohl auch wegen der Relativierung klischeehaft gewordener Be- und Verurteilungen große Verbreitung gefunden haben.

In der Folge dieses Bestsellers konnten auch Klemperers Tagebücher aus 1918–1932 herausgegeben werden, die weniger Furore machten, aber einen faszinierenden Blick auf den Alltag eines ehrgeizigen (und ziemlich frustrierten) Hochschullehrers der Weimarer Republik eröffnen. Der vorliegende gewichtige Zweibänder schließt nun die Tagebuchedition ab.

Sein Titel könnte eigentlich als Motto über das gesamte Leben des Victor Klemperer gestellt werden: Er war halb Journalist und Volksredner, halb Wissenschaftler; jüdischer Herkunft, aber konvertiert, mit zwei Nichtjüdinnen verheiratet und in Wahrheit glaubenslos; ehrgeizig und geltungsbewusst, zugleich aber stets der „Vanitas“, der Nichtigkeit aller irdischen Eitelkeit eingedenk.

Er ist in fast jeder Beziehung „zwischen den Stühlen“ gesessen. Victor Klemperer war also kein Mann der einfachen, ungebrochenen Standpunkte. Diese Buntheit widerspiegelten Lebens (von der Zufallsbegegnung im Zug bis zur Reaktion auf ein Radioprogramm) und die unbedingte Ehrlichkeit auch in der Ausstellung der eigenen Schwächen macht aber die Faszination von Klemperers Tagebuchwerk aus. Mit 17 hat er es begonnen, bis an sein Lebensende hat er es fortgeführt. In den vorliegenden beiden Bänden erleben wir einen pensionsreifen Victor Klemperer im steilen sozialen Aufstieg – aber nicht ohne Gewissensbisse. Im November 1945 tritt Klemperer der KPD bei. Für ihn ist diese politische Kraft vor allem Garant gegen die Wiederkehr des Faschismus. Die äußeren Folgen sind für ihn erfreulich – nach einer Anfangsphase der Unsicherheit macht der schon recht betagte Gelehrte (er ist Jahrgang 1881) als Vertrauensmann des Besatzungsregimes steile Karriere: Ordinarius in Greifswald, dann in Halle und in Berlin an der Humboldt-Universität, Mitglied der Akademie (1953), Mitglied der Volkskammer (für den Kulturbund) seit 1950.

Aber Victor Klemperer, der „späte Karrierist“, ist sich stets im Klaren, dass dieses neue Regime, dem er so viel verdankt, dem NS-Staat in mancher Hinsicht fatal ähnlich ist: Das beginnt beim riesigen Stalin-Porträt am Dresdner Albertplatz, das Klemperer schon 1945 an Hermann Göring erinnert, und geht bis in den Sprachgebrauch und -missbrauch. Klemperer beginnt sofort nach Kriegsende Notate zur „Lingua Quarti Imperii“ (LQI kürzt er das ab, analog seinem Kürzel LTI zur „Sprache des dritten Reiches“). Offiziell freilich hält er dem diktatorischen Ostregime bis zuletzt die Stange, auch wenn er sich über dessen fundamentale Unpopularität nie im Zweifel ist. Die Ärztin Annemarie Köhler, Bewahrerin seiner Tagebücher der NS-Zeit, wirft ihm 1946 erbittert und nicht zu Unrecht sein Mitläufertum vor: „Jetzt bist *Du* PG“. Klemperer notiert es, sieht sich politisch bei Köhler „unter Feinden“, bleibt aber bis zuletzt, auch aus sehr opportunistischen Erwägungen, beim 1948 notierten Entschluss: „Ich halte fest zum Marxismus und Russland, als wenn ich an sie glaubte.“

Er will nicht das Pferd wechseln, sieht das Sowjetzonen- und DDR-Regime lange Zeit als „kleineres Übel“, versucht auch bei Westbesuchen, die „süße Lüge“ der höheren Konsumstandards auszublenden. Hier ist – bei aller sonstiger Klarsicht – doch ein gewisses Prinzip des „Kopf-in-den-Sand-Steckens“ zu vermerken.

Aber vielleicht wollte Klemperer in Wahrheit bloß nicht weg aus dem Haus in Dresden. Sein selbstgefährdender Trotz, mit dem er nach 1933 die lebensrettende Emigration verweigert hat, dürfte ja ähnliche Gründe gehabt haben.

Die vorliegenden beiden Bände enthalten wieder viel zeitgeschichtlich Bedeutsames (typisch etwa die Art, wie sich nach 1945 die „politisch Belasteten“ beim verfolgten Juden Klemperer um Leumundszeugnisse anstellen). Daneben viele Universitätsinterna und -intrigen von eher geringerem Interesse: Klemperer scheint ja seine Erfüllung vor allem als Vortragender und Redner gefunden zu haben, weniger in der Forschung. Politisch nimmt das Tagebuch die Berliner Blockade kaum wahr, der stalinistische „Antizionismus“ und die Verknöcherung des DDR-Regimes nach 1953 und speziell 1956 machen Klemperers Desillusionierung aber

perfekt. Privat findet er nach dem Tod seiner Gefährtin Eva zwar noch ein spätes Glück mit seiner jungen Frau Hadwig. Aber das Ende ist bitter. Zuletzt, im Oktober 1959, schon im Spital, stimmt Klemperers Tagebuch sogar in fast masochistischer Art einem Kritiker zu, der seinerzeit die im Osten verbleibenden älteren Professoren der Humboldt-Universität für „Trottel oder gekauft“ hielt. Auf Klemperer „treffe beides zu“, soll da gestanden sein, und der Tagebuchschreiber sieht das am 25. Oktober 1959 in einem seiner letzten Notate als „gerechtfertigt“ an (er habe ja etwa in der Volkskammer selbst die Todesstrafe für schwerste politische Verbrechen gefordert). Gerade in dieser Radikalität der Selbstkritik liegt aber der Heroismus und die außerordentliche Qualität dieses Tagebuchwerkes.

(1999)

© Robert Schediwy